

Solo verbo VI: Von Müttern und Vätern 26. September 2013

„Es ist ein Vater unter uns!“, sagte der Pastor. - Mein erster Schultag und meine älteste Erinnerung an einen Gottesdienst und eine Predigt. Es war ein Wochentag im Spätsommer 1967. Ich, nett zurecht gemacht dank Mutters Hilfe, mit einem Ranzen auf dem Rücken und einer grün glänzenden Schultüte im Arm. Doch noch bevor ich meine Schule, meinen Klassenraum und meine Lehrerin kennenlernen sollte:

Vorher ging es zum Einschulungs-Gottesdienst in die St. Michael-Kirche. Ein wenig schüchtern an Mamas Hand gekuschelt betrat ich nun den düsteren Raum, der feucht und moderig roch. Und fast alle Kirchenbänke waren schon mit Jungen und Mädchen samt ihren Müttern besetzt. Und während wir noch einen Sitzplatz für uns suchten, fiel mir auf, dass da in einer der hinteren Reihen zwischen all den Müttern und Kindern auch ein erwachsener Mann war, wahrscheinlich der Papa des Mädchens mit den Zöpfen, das neben ihm saß. Wohl der einzige Mann in diesem Raum, einmal abgesehen von dem Pastor, der in seinem schwarzen Frauenkleid auch nicht so richtig männlich wirkte, und der nach einer Orgelmusik nun gleich mit der Predigt begann.

Mit freundlichen Worten begrüßte er uns als Kinder. Und ging auch gleich darauf ein, dass wir ja alle begleitet worden seien durch unsere lieben Mütter. Das sei nun einmal ganz natürlich so, da die Väter an diesem Morgen ja alle arbeiten müssten. Und dann sagte er noch ein paar nette Dinge über die Mütter und was wir ihnen alles zu verdanken hätten. Und als ich irgendwann anfing, mich zu fragen, ob er den einen Mann in Bankreihe 12 denn übersehen hätte, da setzte der Geistliche beherzt und leidenschaftlich an und sprach mit einem Lächeln: „Doch es ist ein Vater unter uns!“ - „Ja, endlich!“, dachte ich und wandte mich um zu diesem einen Mann da hinten, doch den schien die betonte Aufmerksamkeit gar nicht zu berühren. Und der Pastor wiederholte und fuhr fort, immer noch salbungsvoll: „Es ist ein Vater unter uns! Und dieser Vater ist

größer und wichtiger als alle Mütter und Väter dieser Welt. Und er behütet uns und hat uns lieb.“ Das fand ich nun ein bisschen unpassend und übertrieben. Da wollte ich doch lieber von meinem eigenen Vater behütet und liebgehabt werden. Und nicht von diesem Papa des Mädchens mit den Zöpfen, den ich nicht einmal kannte. Ich war nicht allein mit meinem Problem. Als der Gottesdienst vorüber war, zeigten einige Kinder verstohlen auf diesen besonderen Mann oder gingen verlegen mit respektvollem Abstand an ihm vorbei. Ich habe diese Szene nie vergessen. Und erst Jahre später begriffen, wie die theologische Botschaft jenes Morgens eigentlich gemeint gewesen war.

Von Müttern und Vätern. Missverständnisse sind etwas Wunderbares. Nicht nur weil sie uns erheitern, sondern auch weil sie unsere Erkenntnis fördern.

Sigmund Freud hat mit seiner Theorie der Fehlleistungen dieser Einsicht eine Grundlage bereitet. Nun ging es Freud ja darum, dass hinter einer besonderen Art der sprachlichen Fehlleistung sich ein triebhafter, eigentlicher Wunsch verberge. Also um eine Leistung, wie sie jüngst eine Fernsehreporterin anlässlich der bayerischen Landtagswahl vollbrachte. In einer Live-Schaltung sagte sie, es sei nach der ersten Hochrechnung in der Parteizentrale zu *euphorischen Erektionen* gekommen.

Mag der Zusammenhang von vielversprechenden Versprechern und der Triebtheorie inzwischen zu Recht umstritten sein, so haben doch einige neuere Philosophen eine Grundidee Freuds übernommen. Nämlich die These, dass das Missverstehen mehr Erkenntnis einbringe als das Verstehen. Es sind ja auch nicht nur die kleinen sprachlich-neuronalen Fehlschaltungen, die zu lustigen Missverständnissen führen. Oft ist ja auch die Ursache für ein Missverstehen, dass ein und derselbe Begriff je nach Beziehungsrahmen unterschiedliche Bedeutungen tragen kann. Und genau das ist in meiner authentischen Kindheitsanekdote der Fall. Der „Vater unter uns“. Leicht kocht es über, das semantische Teekesselchen, und *solo verbo*, allein durch ein Wort, wird im Kindermund die Wahrheit bunt.

Heute, 45 Jahre später, sehe ich zwei Aspekte in meiner Schulanfangsgeschichte, die zum theologischen Thema „Von Müttern und Vätern“ Aufschluss geben können. Da ist zum einen die *Verschiebung und Verwechslung der Ebenen* zu nennen und zum anderen die *Anwesenheit durch Abwesenheit*. Beides will ich im Folgenden erläutern und von da aus einige Gedanken entwickeln: über die Männlichkeit und Weiblichkeit, Mütterlichkeit oder Väterlichkeit Gottes.

Zunächst also zur *Verschiebung und Verwechslung der Ebenen*. Das Missverständnis vom „Vater unter uns“ aus dem Einschulungsgottesdienst führt mitten hinein in die religionspsychologische und religionssoziologische Problematik der Glaubensvorstellungen. Religiöse Bildwelten sind aufs Engste mit weltlichen Erfahrungen und Beziehungen verknüpft. In welcher Weise? Nun, eine fundamentalistisch- theologische Position würde behaupten, dass das väterliche Urbild Gottes zuerst da gewesen und alle irdische Väterlichkeit nur davon abgeleitet worden wäre.

Es spricht aber manches dafür, dass die Ableitung auf umgekehrtem Wege geschah. Weltliche Erfahrungen und Idealvorstellungen von Väterlichkeit wurden auf eine himmlische Ebene verschoben. Die Religionsgeschichte bestätigt dies. Dem biblischen Gottvater ging eine Tradition der Ahnen-Vätergötter voraus, wie wir sie auch aus afrikanischen Stammesgesellschaften kennen. In patriarchalischen Kulturen waren es meist verstorbene Stammesführer, die dann als väterliche Götter verehrt wurden.

Ist eine solche Vätertradition erst einmal begründet und tradiert, so prägen die irdischen Vätervorstellungen dann die je individuellen Gottesbilder. Auch wenn die weltlichen Vorstellungen sich wandeln. Ein Beispiel hierzu, wieder aus einer kindlichen Perspektive: Eine Grundschulklasse, die ich unterrichtet habe, sollte Bilder zum Thema „Himmelfahrt“ malen. Ein siebenjähriges Mädchen aus gutbürgerlicher Familie malte einen prächtigen Gott-Vater, einen schmächtigen,

aber freundlich blickenden Sohn und ein paar Engel in einer Wohnlandschaft über den Wolken. Alle Figuren waren ein wenig dunstunnebelt und hatten dicke braune Stängel in den Mündern. Als ich die Kleine nach diesen Stängeln fragte, antwortete sie: „Die rauchen Zigarren. Die feiern, dass Jesus wieder zu Hause ist.“

Wir verschieben irdische Erfahrungen in himmlische Bilder, übrigens nicht nur die guten, sondern auch die schlechten, nicht nur den Schatz, sondern auch den Mangel - das, was wir schmerzlich vermissen. Und natürlich wird all dies noch einmal unterstützt dadurch, wie sich irdische Mütter und Väter zur Tradition himmlischer Elternschaft verhalten. Mein eigener Vater war ein gelassener Agnostiker, der sich niemals einer himmlischen Autorität gebeugt hätte. Meine Mutter erzog mich in einer ostpreußisch-melancholischen Frömmigkeit mit angestrenzter Demut und ausgeprägter Privatapokalyptik. Ich bin irgendwo zwischen den beiden gelandet. Auf einem Lernweg voller Missverständnisse. Wenn Mutter in traurigem Tonfall mir ein Schlaflied sang: „Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein“, wurde ich von gruseligen Bildern geplagt. Leuchtende Augäpfel ohne Gesicht. Manchmal sang sie auch: „Morgen früh, wenn Gott will ...“ – O Schreck, und wenn er nicht will?

Die Einsicht, dass die Religion gekennzeichnet ist von der Verschiebung und Verwechslung weltlicher und himmlischer Vorstellungen, diese Einsicht ist nicht nur eine Erkenntnis einer möglicherweise gottlosen Religionspsychologie. Solches Schieben und Wechseln bezeugt in anderer Weise Martin Luther in seinen Gedanken vom „*fröhlichen Tausch*“. Wenn Gott Mensch geworden ist mit dem Ziel, das wir Menschen vergöttlicht werden, dann sind die Zustände im Himmel und auf Erden auch bedeutsam verschoben und vertauscht. In einem lutherischen Weihnachtslied heißt es: „Er wechselt mit uns wunderlich:/ Fleisch und Blut nimmt er an / und gibt uns in seins Vaters Reich / die klare Gottheit dran.“ Das Paradoxon vom wahren Menschen und wahren Gott in Jesus Christus ist die Ursache davon. Verwechseln und Verschieben sind in der christlichen

Lehre Grundbewegungen des Glaubens. Nicht nur psychologisch, sondern theologisch-immanent.

Zum zweiten Erkenntnisaspekt aus der Einschulungs-Anekdote: *Anwesenheit durch Abwesenheit*. Dem Pastor von St. Michael kam es zupass, dass keine Väter – naja, vermeintlich keine Väter – zum Gottesdienst gekommen waren. Denn eben deren Abwesenheit gab ihm ja Anlass, die Anwesenheit des *einen Vaters unter uns* zu behaupten. Die Theologie der modernen Zeit reflektiert gern immer wieder die Erfahrung der Abwesenheit Gottes. Und postuliert dann gerade in dieser Abwesenheit seine Anwesenheit. Theologie ist Lust am Paradoxon, auch in ihren Umsetzungen in der Kunst. „In weiter Ferne, so nah“ hieß Wim Wenders‘ filmische Fortsetzung vom „Himmel über Berlin.“

Die Lebenswelten haben sich gewandelt. Vor allem seit der Industrialisierung wird die Abwesenheit der Väter beklagt. Es war ja ein stets müder und abgearbeiteter Gott, der am späten Nachmittag von der Schicht nach Hause kam, realpräsent nur noch in einem kleinen Abendmahl. Danach mussten die Kinder ins Bett. Und das Programm der Mutter hieß bekanntlich *Kinder-Küche-Kirche* und somit Huldigung dem abwesend-anwesenden Gott.

Sie mögen es spitzfindig nennen: Aber ist es nicht erstaunlich, dass die Frage nach der Weiblichkeit und Mütterlichkeit Gottes erst zu einer Zeit auf die theologische Tagesordnung kam, als auch die Frauen zunehmend begannen, berufsbedingt abwesend zu sein? Wenn Sie sich an das Eingangsgedicht des heutigen Abends erinnern: „Niemand hat mich geboren./ Niemand hat mich gezeugt ...“ Das Empfinden eines Nicht-Geboren- und Nicht-Geborgen-Seins, der Gefühlseindruck von physischer und metaphysischer Elternlosigkeit spiegelt sich oft in der modernen Poesie.

Verwechslung, Verschiebung, Anwesenheit und Abwesenheit. Für theologische Projektionen und Reprojektionen scheint das Abwesende wichtiger zu sein, als

das, was anwesend ist. Wir suchen im Glauben eher nach dem, was uns schmerzlich fehlt, als nach dem, was wir schon haben.

Von Müttern und Vätern. Die Thematik der Weiblichkeit oder Mütterlichkeit Gottes ist freilich viel älter als die noch recht junge feministische Theologie. Sie ist sogar viel älter als die jüdisch-christliche Tradition, die unser Abendland durchwirkt hat.

Die männlich dominierten Ein-Gott-Systeme sind späte Entwicklungen in einer langen und ausgesprochen vielfältigen Religionsgeschichte. Archäologische Funde weisen auf die Verehrung weiblicher Gottheiten bereits vor 40.000 Jahren hin. Nach heutigem Stand der Wissenschaft hat es *wohl* matriachale Kulturen gegeben, aber wahrscheinlich *keine* matriachale *Urkultur* mit muttergöttlichem Transzendenzbezug. Auch manche Theorien, dass Göttinnen grundsätzlich friedlicher und fürsorglicher einzuschätzen seien als ihre männlichen Gegenstücke, lassen sich religionswissenschaftlich nicht verifizieren. Viele der Göttinnen werden mit Attributen der Herrschaft, des Krieges oder der Jagd in Verbindung gebracht, sind listig-verschlagen und kampfbereit.

Das Panorama der weiblichen Gottheiten ist so groß, dass ich hier nur einige wenige davon nennen kann: Bei den Hethitern stand die Sonnengöttin von Arinna unbestritten an der Spitze einer Götterhierarchie. Mächtig war auch die akkadische Ishtar. In Ägypten wurden Nut, Maat und Isis verehrt, im arabischen Raum, vor der Durchsetzung des Islam, Al-Lat, Al-Muzza und Manat. Denken wir an Gaia, die griechische Göttermutter, die noch eine späte Karriere in ökologisch-esoterischen Kreisen machen sollte. Die olympischen Göttinnen wie Hera, Athene oder Artemis, die freilich dem Göttervater Zeus unterstanden – und ihre römischen Äquivalente. Keltische Fruchtbarkeitsgöttinnen. Xiwangmu im Daoismus. Im Hinduismus: Kali, die sich in vielen Darstellungen als dem Shiva überlegen zeigt. Weibliche Loas und Vodun in Afrika. Sie alle wären es wert, einmal ausführlich bedacht und

gewürdigt zu werden. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob eine ganze St. Petri-Reihe über Göttinnen sich auch kirchenintern gut kommunizieren ließe.

In polytheistischen Systemen haben die Göttinnen meist einen männlichen Widerpart. Und nicht selten begehren, verführen und begatten sie einander, zeugen Kinder, die wiederum zu Göttern werden. Im *hieros gamos*, der heiligen Hochzeit, vermählen sich himmlische und irdische, weibliche und männliche Prinzipien miteinander in schöpferischer Absicht. Im Monotheismus geht es verständlicherweise deutlich weniger sexy zu. Obgleich: ...

Die Zeugung des Gottessohnes Jesus Christus – äußerst dezent angedeutet im Evangelium nach Lukas - beinhaltet durchaus Züge einer heiligen Hochzeit. Das erotische Moment dieser Begegnung wird jedoch geschickt verschleiert, und es entsteht der Eindruck, diese Zeugung sei *solo verbo*, allein durch das Wort, geschehen. Eine etwas abstrakt anmutende *In-auri-Fertilisation*. Und außerdem ist festzuhalten, dass in dieser fruchtbaren Begegnung nicht ein männlicher Gott auf eine weibliche Göttin traf. Oder vielleicht doch?

Zumindest hat die Jungfrau Maria als leibliche Mutter des Gottessohnes die theologischen Gemüter einigermaßen beschäftigt. Schon in den alten Zeiten der Kirche wurde der Status der Maria heftig diskutiert. Denn wenn sie die Gebäerin des Menschen Jesus war, musste sie doch zugleich die Mutter des in Christus vollständig anwesenden Gottes sein. Und so wurde sie dann zur Gottesmutter, Muttergottes oder Gottesgebäerin, *theotókos*, ernannt. Aber wenn sie nun die Gebäerin Gottes war: Wurde sie damit nicht im Blickwinkel der göttlichen Ewigkeit zum Ursprung aller Ursprünge, zu einer grundlegenden Göttin innerhalb eines eigentlich doch monotheistisch gedachten Systems?

Das ist eine Frage, den selbst eine marienfreundliche katholische Theologie bis heute doch konsequent verneint. Und mit Nachdruck wird widersprochen, wenn Protestanten behaupten, die Katholiken beteten die Maria an. Himmelskönigin darf man sie nennen, sie ist Gott nah und kann bittende Fürsprache halten.

Verehrungswürdig: ja! Doch eine Göttin: nein! Ich bin mir aber sicher, dass die Volksfrömmigkeit das anders sieht. Interessant, dass im 12. Jahrhundert ein gewisser Petrus Cellensis vorschlug, die heilige Dreifaltigkeit um eine vierte Person zu erweitern. Auf dass diese Mutter endlich als ein Teil des göttlichen Systems verstanden würde. C.G. Jung hat diesen Gedanken einer göttlichen Quaternität im Rahmen seiner Überlegungen zu Animus und Anima weiter bearbeitet. Mutter unser im Himmel?

Von Müttern und Vätern. Menschen haben Sehnsucht. Menschen kennen ihre Wünsche, ihre Ideale, ihre Defizite. Haben Angst, nicht geboren, nicht geborgen zu sein. Und träumen davon, in Liebe angeschaut, gehört, verstanden und berührt zu werden. Nicht nur von den Menschen um sie herum. Sondern möglichst auch vom Sein als Ganzem. Und so verschieben und verwechseln sie die Welten zwischen Himmel und Erde und werden selbst verwechselt und verschoben. Sie sehnen sich nach Anwesenheit des Abwesenden. Anwesenden. Und geben dem größten Rätsel unseres Daseins ein Gesicht. Ein männliches, ein weibliches Gesicht, ein väterliches-mütterliches oft, weil dieses Abwesende ja schon vor ihnen selbst anwesend gewesen sein musste.

„Arbeit am Mythos“ heißt ein Werk des Philosophen Hans Blumenberg. Die Geschichten von den Göttern sind nicht vom Himmel gefallen. Auch die Tradition gewordenen Mythen sind Ergebnisse von Arbeit. Und sie bedürfen immer wieder der Bearbeitung und Anpassung, der Variation, der höchst individuellen Nacherzählung. Glauben kann man sie nur, wenn man sie am eigenen Leben überprüft.

Wenn ich Sie nun frage, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer: Woran glauben Sie? Wer oder was behütet Sie? Wer oder was wird sie empfangen, wenn Sie eines Tages aus diesem Leben scheiden? Ein sanftes Nichts? Eine schwebende Glückseligkeit? Ein paradiesischer Garten? Ein prächtiger Thron? Ein

fürsorglicher Vater? Eine liebende Mutter? Verschieben Sie nur heiter, und verwechseln Sie munter. Lassen Sie im Geiste Abwesendes anwesend sein.

„Es ist ein Vater unter uns.“ Einer? Nein viele. Und Mütter. Unter uns. Und über uns? Nun: das liegt bei Gott. Und es liegt auch an Ihnen.